

Von der jüdischen Gemeinde Hellstein

Jürgen Ackermann

Die ersten Juden im Spielberger Gericht

Man kann sich kaum schwarz genug ausmalen, welche verheerende Auswirkungen der Dreißigjährige Krieg auch auf die Dörfer am östlichen Büdinger Wald hatte. Die Bevölkerung war in ihrer Zahl durch die Kriegssereignisse und die in dieser Zeit wütende Pest stark dezimiert, viele Häuser waren abgebrannt, standen leer oder waren in schlechtem Zustand, Felder lagen brach - die gesamte Wirtschaft lag darnieder. Die Obrigkeit hauste in zerstörten Schlössern, und die vor dem Krieg üblichen Abgaben und Frondienste wurden nur sehr spärlich geleistet. Die Ysenburger Lande wurden noch dazu während des Krieges fremden Herren unterstellt und kamen erst 1642 wieder an ihre alten Besitzer zurück. Nach Beendigung des Krieges machten die Ysenburger Grafen es sich darum zum Anliegen, in ihren Städten und Dörfern die Wirtschaft wieder aufzubauen und auch neue Untertanen anzusiedeln. Die Förderung der Glashütten in Breitenborn, des Erzbergwerks und der Eisenverarbeitung im oberen Brachtal, der Steinmetzbetriebe im Schlierbacher Grund, der Leisenwälder Pfingstmärkte und der Niederlassung der Waldenser auf der Hochfläche der "Spielberger Platte" sind Beispiele dafür.

Hierher gehört auch, daß die Grafen sich in diesen Jahren und Jahrzehnten Schutzjuden ins Land holten. Diese konnten noch am ehesten das für den Wiederaufbau notwendige Kapital besorgen und mit ihrem Handelsgeschick und ihren Handelsbeziehungen das vielerlei Entbehrte herbeischaffen. Schon 1643 läßt sich ein Jude in Wächtersbach nachweisen. Hiskias war Metzger und Viehhändler, vermittelte im Ort und in seiner Umgebung aber auch die verschiedensten anderen Geschäfte. 1649 erscheint der Jude Gumpel in Birstein, und 1662 hören wir von zwei weiteren Juden: In Wittgenborn wurde Jacob Josef und in Spielberg Jorl ansässig. Beide zahlten jährlich 14 Gulden an die Spielberger Kellerei, für den Grafen eine willkommene Bargeldeinnahme, wurden in ihrem Schutzbrief aber auch dazu verpflichtet, für die Herrschaft Viehhandelsgeschäfte zu Vorzugsbedingungen abzuschließen. So beschwert sich Jacob Josef 1662, er habe mit Jorl und Hiskias ein Pferd aus dem Wächtersbacher Marstall mit Verlust verkauft und bäte, man solle ihm den Kaufanteil erlassen, denn er habe noch nicht viel verdient. Die Birsteiner Kellereirechnungen belegen ebenfalls die beiden Neuangekommenen. "Ein Jude von Spielberg" zahlt in 1662 viermal 4 Batzen und "ein Jude von Wittgenborn" zweimal 4 Batzen Accis, eine Abgabe, die nur von Juden erhoben wurde, wenn sie in ein Land oder hier in einen Landesteil einreisten.

Jorl aus Spielberg, kurz für Joseph, scheint auf seinen Handelszügen durch das Birsteiner Gebiet öfter bei Gumpel Station gemacht und an dessen Tochter Gefallen gefunden zu haben. Am 14. März 1670 schrieb Gumpel an Graf Johann Ernst, er habe seine älteste Tochter mit Jorl verheiratet und ihr eine Mitgift von 120 Gulden und "etwas Vieh" gegeben, denn "vor sich hat er nichts gehabt". Sie wollten in Spielberg ein Haus mieten. Jorl sei bereit, als Schutzgeldabgabe jährlich einen Zentner Unschlitt zu liefern, wie Löß, des Hiskias Schwiegersohn, und sich wie die anderen Juden wegen des Viehhandels für den Hof zu bemühen. (Unschlitt war ausgelassenes Rinderfett, das wie Wachs zur Beleuchtung diene.) Jessel von Marköbel in der Grafschaft Hanau verwandte sich in einem Schreiben ebenfalls für seinen Sohn Joseph, wozu Johann Ernst vermerkte, daß der "Supplicant allzeit als ehrlicher Mensch wohl sich gehalten, auch richtig ausgezahlt" habe. Am 1. Juli 1670 erhielt Jorl einen Schutzbrief für Spielberg: Er mußte jährlich einen Zentner pures Rinderunschlitt an den Hof liefern, Vieh und Pferde für den Grafen kaufen und handeln. Hiskias behielt allerdings sein Wachsprivileg auch für Spielberg. Auch durfte Jorl nur Branntwein verkaufen, der aus der gräflichen Brennerei stammte.

Zwei Jahre später gab Jorl an, er habe Korn als Bezahlung annehmen müssen und könne dieses am besten verwenden, wenn er es zu Schnaps brenne. Auch sein

Vater Jessel setzte sich für ihn ein: Sein Sohn habe durch Feuersbrunst sein Haus verloren und wolle "einen Brantweinkessel anrichten". Das Gesuch wurde aber abgelehnt. Die gräfliche Verwaltung wollte ihr einträgliches Brantweinmonopol nicht aus der Hand geben. Es entstünde zu viel "Schaden und Betrug".

Ostern 1680 zog Joseph nach Birstein. Seine Schwiegereltern waren inzwischen alt und gebrechlich. Gräfin Maria Charlotte ermäßigte ihnen darum das Schutzgeld auf 6 Gulden. Joseph zahlte 3 Gulden Zuzugsgeld und 10 Gulden Schutzgeld für den Rest des Jahres. Sein Vater Jessel und seine Brüder David und Löw aus Marköbel pflegten offenbar noch immer regen Handel mit Birstein und erlegten einen Jahresaccis von gemeinsam einem Zentner Unschlitt.

Gräfin Maria Charlotte gewährte am 17. Juni 1681 einem anderen Juden Schutz in ihrem Gerichtsort Spielberg. Er hieß Michael. Auch er war Metzger und Viehhändler, denn sie gestattete ihm "Partierung mit Schlachten", aber auch "anderes Treiben". Wie sein Vorgänger sollte er sich zur "Einkaufung und Verkaufung von Pferden, Vieh oder sonsten" gebrauchen lassen. Er mußte einen Zentner Unschlitt zur Hofhaltung nach Büdingen liefern. Als neue Bestimmung kam hinzu, daß Michael sich sonntags in Spielberg aufhalten mußte, es sei denn, er reiste zu einem Jahrmakkt im benachbarten "Ausland".

Im Jahre 1682 entstand ein interessanter Rechtsstreit mit den zwei Wächtersbacher und dem Spielberger Juden. Das Reich mußte die Türkenkriege finanzieren, und die Untertanen wurden mit Kontributionszahlungen und Einquartierungen belastet. Die drei Juden sollten monatlich einen halben Gulden zahlen. Sie bewohnten bürgerliche Häuser, seien von Wacht- und Frondiensten ausgenommen und benutzten die Gemeindeweiden. Dagegen erhoben die Juden Einspruch. Sie zahlten schon die hohen Schutzgelder, dürften keine Häuser und Grundstücke besitzen und müßten diese teuer verzinsen, seien nicht als gleichberechtigte Gemeindemitglieder akzeptiert, sollten aber mehr als diese bezahlen. Erst auf eine zweite Eingabe hin, "damit wir vor uns und die unsrigen noch etwan ein Stück Brodt übrig behalten können und mögten", ermäßigte Gräfin Maria Charlotte das Monatsgeld, für Michael auf etwa ein Drittel der ursprünglichen Forderung, auf 11 Albus.

1687 kündigte Michael seinen Schutz auf: Er müsse fast in jeder Woche dem Hof in Wächtersbach Kälber zum Schlachten zuführen und habe darum wenig Zeit zum Handel auf eigene Rechnung. Er bitte, das auf den Hammer den Bergleuten gelieferte Unschlitt auf seine Jahresabgabe von 100 Pfund anrechnen zu dürfen. Graf Ferdinand Maximilian, die Vormundschaft seiner Mutter Maria Charlotte war zu Ende, und er regierte seine kleine Grafschaft Wächtersbach selbständig, lehnte dieses Ansinnen ab, ermäßigte aber das Schutzgeld auf 12 Gulden, woraufhin Michael blieb.

Graf Ferdinand Maximilian bestätigte 1690 den Schutz für Michael in Spielberg erneut. Er legte noch einmal fest, Michael müsse sich an Sonn- und Festtagen "heimisch halten" und "auf solche Tage alle Handel unterlassen". Michael mußte jetzt wieder 15 Gulden nach Wächtersbach bezahlen. Als sein Sohn Hiskias, der in Aufenau wohnte, um Schutz im Wächtersbachischen nachsuchte, wurde dieser abschlägig beschieden.

Von Michael hören wir noch einmal aus 1692. Er wurde beim Presbyterium angezeigt, weil er und zwei andere Juden Karten gespielt hatten. Sie wurden vorgeladen und gaben zunächst an, sie hätten auf der Hochzeit der Tochter des Juden Meyer nur Bier getrunken. Dann fragte aber der Jude David "sehr verächtlich und schimpflich", ob es etwa Sünde sei, Karten zu spielen und "warumb die herrschaftlichen Christen" auch spielten. Er berief sich auf den Amtskeller, "der ihme am Sonntagabend zu spielen erlaubt" habe. "Wann schon der Herr Pfarr dabey stünde, wollte er doch spielen." Es ist nicht erhalten, wie der gestrenge Kirchenvorstand den lästerlichen Vorfall entschied.

Jorl und Michael haben gewiß ihren Anteil am Wiederaufleben der Wirtschaft in den Dörfern des Gerichts Spielberg nach den Verheerungen des Dreißigjährigen

Krieges geleistet. Ihr selbstsicheres Auftreten, trotz ihrer rechtlich minderen Position, zeigt, wie sehr sie sich ihrer Unentbehrlichkeit in dem kleinen Wirtschaftskosmos bewußt waren, und das oft nachgiebige Verhalten der Herrschaft gegenüber ihren Forderungen gibt den Beweis für ihre starke wirtschaftliche Stellung.

Jüdische Gemeinde Hellstein seit 1848 bzw. 1868

Im Staatsarchiv Marburg bewahrte Akten belegen, wie besonders im 19. Jahrhundert die Zahl der Juden in den Gemeinden des mittleren Brachttales wuchs. 1816 lebten in Hellstein 21 Juden (6 Männer, 6 Frauen und 9 Kinder). Sie gehörten zur jüdischen Gemeinde Birstein, gingen dort zum Gottesdienst, schickten ihre Kinder dorthin zum jüdischen Lehrer und ließen ihre Toten dort auf dem jüdischen Friedhof beerdigen. Die eine jüdische Familie in Schlierbach mit sieben Personen gehörte hingegen zur Judengemeinde Wächtersbach, wo sie zur Synagoge und Schule gingen, ihre Toten bestatteten sie in Aufenau. 1824 waren es 6 steuerzahlende Juden, also wohl Familienväter, in Hellstein und 2 in Schlierbach. Und 1842 23 Juden in Hellstein (8 Männer, 8 Frauen und 7 Kinder) und 4 (2 Männer, 2 Frauen) in Schlierbach. Die nach mosaischem Gesetz notwendige Anzahl von 10 männlichen Betenden zur Abhaltung eines Gottesdienstes war erreicht. Seit 1845 trafen sich die Juden aus Schlierbach und Hellstein in Hellstein zu separaten Sabbatfeiern in ihrem Betraum, der Stube von Michel und Wolf Kaufmann, und 1848, nachdem die Rabbiner von Gelnhausen und Schlüchtern bescheinigt hatten, daß der Weg durch den Wald nach Birstein zu weit sei, genehmigte die Provinzialregierung in Hanau diese Neuerung. Dagegen protestierte der Birsteiner Synagogenälteste Samuel Katz auf das heftigste: Die Birsteiner Juden müßten jährlich 96 Gulden für ihr Schul- und Lehrerhaus mit Frauenbad abtragen und für den gemeinsamen Lehrer 200 Gulden aufbringen, wozu auch die Hellsteiner Gemeindemitglieder ihren Beitrag leisten sollten; die Hellsteiner Frauen hätten wie die aus noch entfernteren Orten immer das Birsteiner Bad benutzt. Daraufhin wurde 1850 die Genehmigung wieder zurückgenommen, Hellstein wieder an Birstein angeschlossen.

Eine Statistik wenige Jahre später, aus 1854, verzeichnet für Hellstein 42, für Schlierbach 8 und für Udenhain erstmals einen Juden. Aus dem gleichen Jahr ist das Gesuch des Moses Moritz als Sprecher der Hellsteiner Juden erhalten, in dem dieser wieder die Verselbständigung ins Gespräch brachte: Sie hätten zwei Gesetzesrollen beschafft und wollten aus eigenen Mitteln eine Synagoge mit einem Schullokal erstellen.

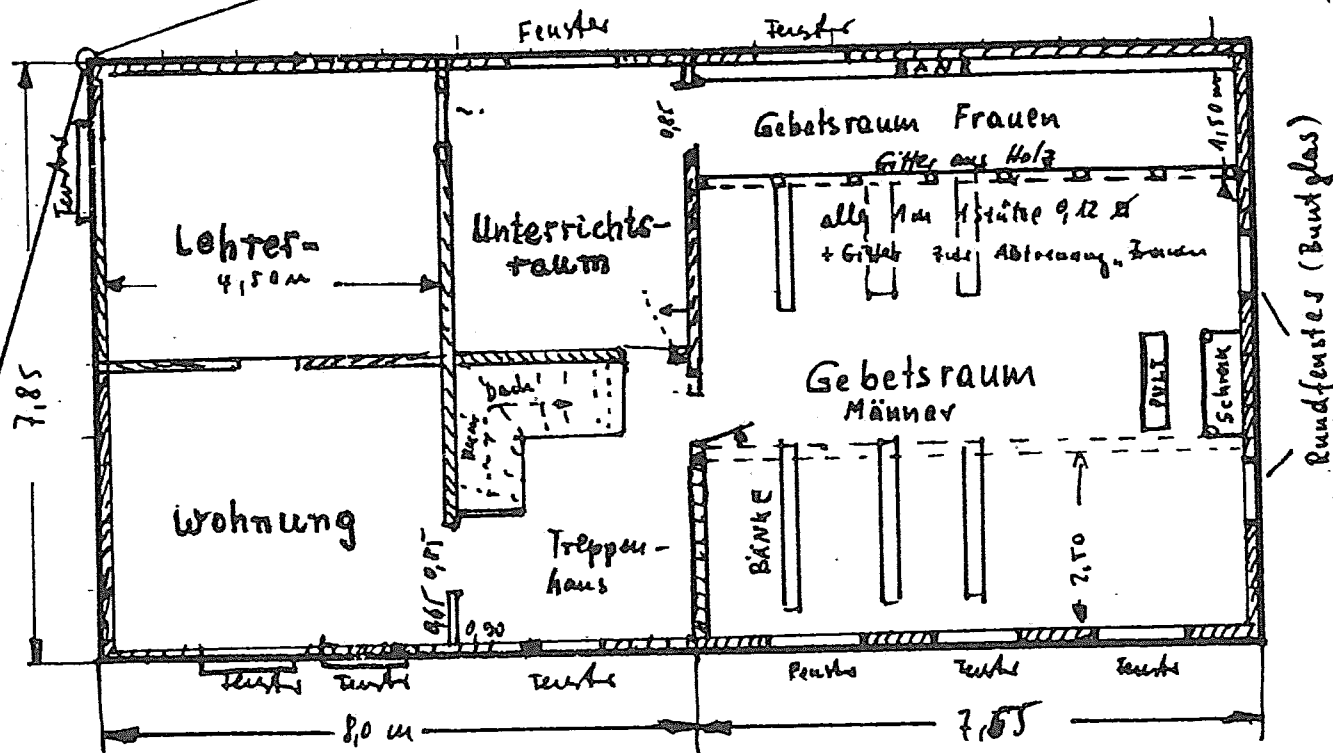
Mit dem Bau hatte es aber offenbar noch einige Weile. Doch 1868 war es dann soweit. Hellstein bildete mit Schlierbach und Udenhain eine selbständige Synagogengemeinde und Moses Moritz und Isaak Grünebaum wurden ihre ersten Ältesten. Die israelitische Gemeinde Hellstein war freilich klein und nach Gettenbach die ärmste im Kreis Gelnhausen. Ihre Mitglieder waren 1872 mit ganzen 32 Gulden zur Klassensteuer veranlagt, während beispielsweise die Juden von Fischborn 95 Gulden, die von Birstein 103 Gulden und die von Lichenroth 136 Gulden im Jahr zahlten. Der Kauf des Hauses am heutigen Oberweg und sein Ausbau für Gemeindezwecke war für die Hellsteiner Juden gewiß eine große finanzielle Belastung, diente aber ihrem Prestige und ihrer Bequemlichkeit.

Das jüdische Gemeindehaus

Joachim Volz, Hellstein, hat in 1988 in mühsamer Kleinarbeit das Haus Oberweg 2 vermessen und nach den Erzählungen der 82jährigen Katharina Lohrey nebenan, die sich noch recht lebhaft an die Synagoge und ihre Besucher erinnert, den früheren Zustand festzustellen versucht und in einer Planskizze eingetragen.

Danach war, solange das Gebäude in jüdischem Besitz war, im Erdgeschoß eine kleine Wohnung untergebracht. Sie war an zwei alte Leute, Christen, vermietet, die den Schul- und Betraum in Ordnung hielten und für die Judenfrauen das Wasser in ihrem Ritualbad anwärmten. Dieses Bad, die Mikwe, befand sich ebenfalls im Erdgeschoß. Ursprünglich führten einige Treppenstufen in ein gemauertes Tauch-

Ehem. Synagoge Hellstein
im 1. Stock Oberweg 2



M = 1:100

Flur 3
Flur 82

s. Nr. 4

Zeichnung: Joachim Volz, Hellstein

becken hinab, das von außen durch einen dicht an der Hauswand gelegenen Born mit frischem Quellwasser versorgt wurde. Später stiegen dann offenbar die Ansprüche, und die Frauen ließen sich das Wasser in einem Kessel anwärmen. Heute ist das sogenannte "Koscherloch" verfüllt und der Fußboden darüber gekachelt. Auf dem Born wächst eine Fichte, so daß von der ursprünglichen Nutzung nichts mehr sichtbar ist.

Im 1. Stock befand sich eine zweite Wohnung, die für den jüdischen Lehrer. Einige Jahrzehnte lang hielten sich die zur Synagogengemeinde Hellstein gehörenden Juden einen eigenen Lehrer, der die Kinder in der hebräischen Sprache und ihrer Religion unterrichtete, und im Betraum den Gottesdienst leitete. Zumeist war er auch der zuständige Schächter. Doch davon später. Zuletzt, so erinnert sich Frau Lohrey, kam ein- bis zweimal in der Woche Lehrer Levi aus Birstein

zu den Judenkindern nach Hellstein und unterrichtete sie in dem Schulraum. Er traf mit dem Bähnchen um 14.30 Uhr ein und fuhr gegen 18 Uhr wieder weg. "Juddeschul" war am Nachmittag, denn die Judenkinder besuchten am Vormittag wie ihre Alterskameraden die Dorfschule.

Auf der Ostseite des Gebäudes befand sich die Synagoge. Sie ist als solche heute nicht mehr zu erkennen, denn die Nachbesitzer haben sie in einzelne Wohnräume unterteilt. Der größere Teil des Betraumes diente den Männern, für die Sitzbänke aufgestellt waren. Vor der Stirnwand im Osten stand ein geschnitzter und bemalter Schrank, der Thoraschrein. Hier wurden die der Gemeinde gehörenden Schriftrollen aufbewahrt, von denen zumeist nur eine im Gottesdienst ausgehoben wurde und aus der Vorleser den Tagesabschnitt von einem erhöhten Pult vortrugen. Frau Lohrey - sie muß in ihrer Jugend dem Geschehen zugeschaut haben - führte in ihrer lebhaften Art vor, wie sich die Männer beim Gebet schaukelnd bewegten: "Nicht nur Herz und Geist, auch der Körper, der ganze Mensch, sollen beim Gebet beteiligt sein." Links und rechts vom Thoraschrein leuchtete das Tageslicht durch je ein Fenster, die buntverglast waren. Beim Blick auf den Thoraschrein konnten die Synagogenbesucher so die anbrechende Dämmerung am Freitagabend und damit den Sabbatbeginn beobachten. Die Fenster sind heute zugemauert.

Die Frauensynagoge war auf der nördlichen Seite abgeteilt und wesentlich kleiner als der Gebetsraum der Männer. Die Frauen betraten ihre Plätze durch einen gesonderten Eingang. Sie nahmen am Gottesdienst nicht aktiv teil. Ihr Raum war von dem der Männer durch eine etwa mannshohe Wand geschieden, die in der unteren Hälfte geschlossen, weiter oben zum Durchschauen mit einem hölzernen Gitter versehen war.

Die Nachbarin, Frau Lohrey, aber auch die anderen Hellsteiner, konnten am Freitagabend und "Schabbesmorgen" ihre jüdischen Mitbürger beim Synagogengang beobachten. Die Männer trugen eine Kopfbedeckung, ihren Gebetsmantel bewahrten sie in der Synagoge. An den Tagen des Laubhüttenfestes hielten sie Palmzweige in der Hand.

Jüdische Schulen in Wächtersbach und Birstein

Seit 1677 ist in Wächtersbach ein jüdischer Lehrer nachweisbar, und 1690 verlieh Graf Ferdinand Maximilian seinen Juden das Privileg, dort eigenen Gottesdienst und Schule zu halten. Für diese Erlaubnis mußte jeder volljährige männliche Jude einen Reichstaler im Jahr zahlen. Diese Einnahme wurde seit 1703 zur Finanzierung der neugegründeten Wächtersbacher Lateinschule verwandt.- Etwa zur gleichen Zeit, 1674, gestattete auch Graf Johann Ludwig den Juden des Reichenbacher Gerichts die Einrichtung eigener Gottesdienste und einer eigenen Schule. Sie mußten dafür jährlich einen Gulden zahlen.

Die Juden in den Dörfern ringsum besuchten den Gottesdienst in Wächtersbach bzw. Birstein und schickten ihre Kinder zur Schule dorthin. So die beiden vor 1700 in Spielberg belegten Juden, der 1786 in Neuenschmidten ansässige Isaac Meyer und der 1804 in Schlierbach neu zugezogene Mayer Seligmann (später Sonn) nach Wächtersbach und die seit etwa 1800 sich in Hellstein niederlassenden Juden nach Birstein.

Durch das am 30. Dezember 1823 in Kurhessen erlassene Gesetz über "Die gemeinheitlichen Verhältnisse der Israeliten" änderte sich die Situation für die Juden grundlegend. Es hieß dort: "Die jüdischen Glaubensgenossen sind verbunden, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen ihres Wohnortes zu schicken." Ihre eigenen Schulen waren nun zumeist reine Religionsschulen, wo, ähnlich wie in der Kommunion- und Konfirmandenlehre, andere Fächer nicht unterrichtet wurden. Der Staat kümmerte sich jetzt um die Ausbildung, Prüfung und Beaufsichtigung jüdischer Lehrer. Diese konnten sich als Religionslehrer aber auch zu Elementarlehrern ausbilden lassen. Nur reichere Judengemeinden leisteten sich hinfort den Luxus, eigene staatlich anerkannte Elementarschulen zu finanzieren, in denen sie ihren Kindern ihre Religion und Sprache und auch den üblichen Fächerkanon anboten.

Birstein hatte seit 1845 eine solche selbständige jüdische Hauptschule, wie wir heute sagen würden, Wächtersbach nicht.

Die Judenkinder von Schlierbach und Hellstein gingen seit 1825 in die Ortsschulen und nur noch zum Religionsunterricht nach Wächtersbach bzw. Birstein. Lazarus Kaufmann aus Hellstein wollte den Hellsteiner Judenkindern auch diesen Weg ersparen und stellte 1828 einen Religionslehrer ein: Samuel Münster aus Gelnhausen. Bei freier Kost und Wohnung erhielt er das kleine Jahresgehalt von 36 Gulden. Mit Wolf Grünebaum von Untersotzbach schickte ebenfalls seine Kinder zu ihm. Mit dieser Neuerung waren die Birsteiner Juden aber nicht einverstanden. Ihr Gemeindevorstand Abraham Katz - er hatte ähnliche Schwierigkeiten mit Fischborn und Kirchbracht - schaltete das Kreisamt ein und setzte durch, daß alle zur jüdischen Gemeinde Birstein gehörenden Juden ihre Kinder weiter zum Religionsunterricht nach Birstein schicken mußten. Als die Hellsteiner Mitglieder sich 1848 ganz von Hellstein lossagten, verbot ihnen die Behörde dies energisch.

Jüdische Schule in Hellstein seit 1868

Aber 1868 erlangte die Judenschaft im mittleren Brachttal ihre Selbständigkeit als vereinigte Synagogengemeinde Schlierbach-Hellstein. Die Zahl der Gemeindeglieder war klein, darum leistete sie sich zunächst keinen eigenen Lehrer und Vorsänger. Sie schloß mit dem in Birstein tätigen Israel Schuster einen Vertrag, und Schuster kam an zwei halben Tagen in der Woche nach Hellstein, um die acht schulpflichtigen jüdischen Kinder in der neu erbauten Synagoge in Hellstein zu unterrichten. Schuster bezog dafür zunächst 50 Gulden im Jahr, später 210 Mark. Wohl wegen Unstimmigkeiten über eine Aufbesserung seiner Bezahlung kündigte Schuster seine Verpflichtungen im April 1881. Wie sollte es weitergehen? Das Israelitische Vorsteheramt in Hanau schlug einen Schulverband Wächtersbach-Hellstein vor, denn beide Gemeinden seien allein zur Bezahlung eines eigenen Lehrers nicht in der Lage. (1881 wurden 11 steuerpflichtige Juden in Hellstein mit 105 Mark zur Klassensteuer veranlagt und in Wächtersbach 18 mit 231 Mark.) Der Israelitische Kreisvorsteher Lißmann in Gelnhausen dachte an einen Verband von Wächtersbach mit Salmünster und Hellstein mit Romsthal-Eckardroth, das bislang mit Salmünster kooperiert hatte. Die Wächtersbacher Judenschaft bestellte aber wie schon in dem Jahrzehnt zuvor einen Lehrer zusammen mit Orb. Landrat von Trott regte an, Schuster solle im Sommer die Schlierbacher und Hellsteiner Judenkinder in Birstein und im Winter in Hellstein unterrichten und dafür ein Gehalt von 200 Mark beziehen. Schuster verlangte 230 Mark, wenn die Kinder zu ihm kämen.

Eigene jüdische Lehrer in Hellstein

In dieser verfahrenen Situation, nach zweieinhalb Jahren Vakanz, entschloß man sich im Oktober 1883 in Hellstein, einen eigenen Lehrer zu besolden. Es war dies Meier Naumann aus Birstein, ein Zehngeboteschreiber, dem die Behörden auflegten, seine Religionslehrerprüfung in Hanau nachzumachen. (Zehngeboteschreiber gelten als besonders fromme Männer. Sie beschriften mit großem kalligraphischen Können die Thorarollen und bessern diese aus, wenn sie durch langen Gebrauch beschädigt sind.) Als Naumann nach fünf Jahren wegging, stellte der Vorstand im Juli 1888 Kaufmann Rothschild aus Schlüchtern ein. Bei freier Wohnung und Heizung bezog er ein Jahresgehalt von 400 Mark und verdiente zusätzlich etwa 250 Mark als Schächter in Schlierbach und Hellstein. Er ging 1890 nach Lohrhausen und heiratete dort in ein gutgehendes Textilgeschäft ein. Für etwa ein halbes Jahr, vom September 1890 bis März 1891, war Simon Freudenberger aus Haßdorf sein Nachfolger. Er bezog ein Jahresgehalt von 500 Mark, konnte sich durch den Wechsel nach Fliesen aber verbessern. Erst im Mai 1892 fand man mit Aaron Heinemann aus Giebelstadt wieder einen neuen Lehrer. Er sollte 600 Mark erhalten, war aber offenbar mit den Verhältnissen in Hellstein nicht zufrieden und ging nach wenigen Tagen.

Nach einigem Hin und Her übernahm Samuel Katz aus Salmünster wie in Wächtersbach so in Hellstein an zwei halben Tagen den Religionsunterricht. Die Gemeinde zahlte ihm 300 Mark und 50 Mark Fahrtkosten.

Mit Honas Gans wurde im Oktober 1893 dann wieder ein eigener Lehrer bestellt. Er hatte in Hellstein 13 Kinder zu unterrichten. Er ging aber schon nach gut einem Jahr nach Wächtersbach. Auch mit Jakob Heilbrunn aus Sontra, von Januar bis Juli 1895, mit Josef Kahn aus Mainstockheim, von Februar bis Juli 1896, und zuletzt Sally Spier aus Großkrotzenburg, für einige Monate 1896, hatte die Gemeinde wenig Glück. Sie konnte kein ausreichendes Lehrergehalt aufbringen. Zu den von den wenigen Gemeindegliedern gezahlten 600 Mark schoß der Staat zwar 150 Mark hinzu, auch konnte der Lehrer, wenn er das Schächterexamen besaß, noch einiges durch rituelles Schlachten nebenher verdienen, aber in anderen Orten war die Besoldung höher, und so hielten es die Lehrer in Hellstein nicht lange aus.

Dort entstand nach dem Weggang von Sally Spier eine Vakanz. Man wehrte sich dagegen, die Kinder zum Religionsunterricht wieder nach Birstein zu schicken. Auch als am 1. Juli 1898 die Kleinbahnstrecke Wächtersbach-Birstein eröffnet wurde - die Fahrtzeit bergauf dauerte ganze 14 Minuten und eine Suppe in Birstein kostete nicht mehr als 10 Pfennige -, weigerten sich die Hellsteiner Juden weiter. 1890 ordnete der Regierungspräsident in Kassel den Schulbesuch in Birstein an und drohte mit der Verhängung von Schulversäumnisstrafen. Vor dem Amtsgericht in Wächtersbach kam es zu einer Verhandlung gegen Synagogenvorsteher Simon Moritz. Die jüdische Gemeinde blieb bei ihrem Nein. Sie suchte bei der Regierung in Berlin um einen Staatszuschuß zum Lehrergehalt nach, alternativ beantragte sie, Berlin sollte die Kommune Hellstein zur Gewährung eines Zuschusses in Höhe von 300 Mark veranlassen. Der preußische Staat zahlte einen Anteil von 300 Mark, und nach sechsjähriger Vakanz wurde am 15. Juli 1902 Isidor Popper als neuer Judenlehrer bestellt. Die ungemeine Hartnäckigkeit der Hellsteiner Judenschaft hatte zum Erfolg geführt.

Wie lange Popper in Hellstein tätig blieb, läßt sich aus den für diesen Zeitraum im Staatsarchiv Marburg lückenhaft bewahrten Akten nicht ersehen. Im Januar 1911 übernahm der Wächtersbacher Judenlehrer Max Sichel Hellstein mit. Er bezog dafür 330 Mark. Aus Schlierbach kamen 2, aus Hellstein 3 Kinder. Aus dem von seinem Sohn in Israel bewahrten Notizbuch geht hervor, daß er sonntags und mittwochs die Filialschule betreute. Die Rückfahrkarte mit dem Vogelsbergbähnchen kostete ihn 70 Pfennige. Sichel erkrankte 1914, und an einen Ersatz war wegen des Frontdienstes vieler jüdischer Lehrer nicht zu denken. Die Synagogengemeinde in Wächtersbach besoldete hinfort zusammen mit der in Bad Orb ihre Lehrer, zu allerletzt kam der aus Gelnhausen. So übernahm wieder Birstein die alte Rolle. Zweimal wöchentlich kam Samuel Levi von dort nach Hellstein, und er blieb der verantwortliche Religionslehrer und Schächter bis zum Ende in nationalsozialistischer Zeit. Lehrer Levi und seine Frau kamen in einem Vernichtungslager um.

Die letzten Hellsteiner Juden

Befragt, woher sie soviel über die ehemaligen Juden in ihrem Dorf wisse, antwortet Katharina Lohrey aus Hellstein, sie hätte ja mit ihnen "aus einem Dippen gegessen", damit möchte sie das gutnachbarliche Miteinander beschreiben. Sie erinnert sich insbesondere der Matzen, aus denen zur Osterzeit Klöße gekocht wurden, und der ungesäuerten Weißbrote, der Daatschen, die sie am "Schabbes" verzehrten. Sie seien als Kinder in den Tagen des Laubhüttenfestes eingeladen gewesen und hätten gemeinsam mit den Familien ihrer Freunde in den aus Zweigen errichteten Hütten gesessen, die vor den Judenhäusern standen, und hätten mitgefeiert, wenn abends durch das offene Dach der Sternenhimmel leuchtete. In der Schule waren zwei ihrer Klassenkameradinnen Jüdinnen, Rita Grünebaum und Hermine Stein.

Kontakte zwischen Christen und Juden entstanden auch darum, weil gläubige Juden nach mosaischem Gesetz am Sabbat kein Feuer und kein Licht anzünden dürfen und sie sich zur Verrichtung dieser Tätigkeiten christliche Kinder und "Schabbesmägde" in die Häuser bestellten. Im übrigen waren sie im allgemeinen so wohlhabend, daß sie sich an Werktagen Dienstmägde hielten. Und dann wohnte Frau Lohrey direkt neben der Synagoge, beobachtete die Kinder und den Lehrer beim Gang zur Religionsschule, die Frauen wenn sie zum Bad gingen, die Männer und

Frauen als Gottesdienstbesucher.

Die Lohreys hatten einen kleinen Kolonialwarenladen. Ein altes Photo zeigt noch die damals übliche Reklame auf Blechtafeln für Knorr Würfel, Persil Waschmittel und Erdal Schuhcreme. In ihrem Geschäft, das wie viele kleine Läden um 1960 der Konkurrenz der größeren und großen erlag, kauften früher natürlich auch Juden. Frau Lohrey erinnert sich noch gut, wie sie nach 1933, als die Juden von allen Seiten boykottiert wurden, ihnen abends heimlich Waren in die Häuser brachte oder für sie in einem Schuppen versteckte, "sonst wären sie verhungert".

Schon in den 20er Jahren war die Familie Kaufmann nach Frankfurt am Main verzogen, wo sie in der Stiftstraße ein Schuhgeschäft eröffneten. Karl Kaufmann und seine Frau Amalie führten (im Hause des heutigen A & O Ladens in der Raiffeisenstraße) einen Gemischtwarenhandel mit Kolonial- und Eisenwaren und Textilien. Der Bruder Lazarus Kaufmann war 1914 an der Front gefallen. Karl Kaufmann erschoss in den 20er Jahren durch Leichtfertigkeit Hermann Grünebaum, als er einen Trommelrevolver auf ihn richtete. Er wurde zu einer Geldstrafe verurteilt. Sein Abzug nach Frankfurt war wohl von diesem Vorfall ausgelöst. Nach 1933 gingen die Kaufmanns mit ihrem Sohn Karl in die USA. Der Sohn besuchte nach dem Zusammenbruch als amerikanischer Soldat Hellstein.- Im Obergeschoß ihres Hauses lebte die Jüdin Berta Aretz, die Stoffe verkaufte. Zuletzt wohnte sie im Synagogengebäude, von wo sie in nationalsozialistischer Zeit abgeholt wurde. Sie kam in einem Vernichtungslager um.

1933 lebten noch 5 jüdische Familien in Hellstein: Jonas Grünebaum (4) und Moses Grünebaum (5), Max Grünebaum (4), Ludwig Moritz (4) und Sally Stein (4). Zusammen mit der schon erwähnten Berta Aretz waren das 22 Personen.

Jonas Grünebaum hatte 5 Geschwister: Bruder Zadock war 1917 gefallen, Bruder Leopold war Lehrer in Krefeld, Bruder Willi Bäcker in Fulda, Schwester Tilde heiratete nach außerhalb, Bruder Adolf lebte als Viehhändler in Wächtersbach. Jonas Grünebaum betrieb Viehhandel und einen Lebensmittelladen. Er und seine Frau Else hatten 2 Kinder, Hannerle und Erich. Hannerle wanderte nach Holland aus, wurde von den Deutschen aber von dort deportiert, ihr Bruder Erich ging über England nach Amerika. Jonas Grünebaum verkaufte die Synagoge für 1.600 RM, bevor er mit seiner Frau als einer der letzten Juden Hellstein verließ. Über ihr weiteres Schicksal ist nichts bekannt.

In der anderen Hälfte des Doppelhauses in der Udenhainer Straße lebte Moses Grünebaum. Seine Frau Recha war schon früh gestorben, auch seine Schwester Male, die als guter Hausgeist die Kinder aufzog und in Haus und Geschäft half, lebte 1933 nicht mehr. Moses und Recha Grünebaum hatten 3 Töchter und einen Sohn: Recha und Minna zogen nach ihrer Heirat wie Jonas nach Erlernung seines Berufes weg, nur Elsa blieb zu Hause. Sie heiratete Max Aretz. Elsa und Max hatten 2 Töchter, Valerie und Martha. Moses Grünebaum und Schwiegersohn Max Aretz waren Metzger, ihre Fleischerei befand sich im Haus. Das Schlachthaus war an die Scheune angebaut, die sie sich mit dem Nachbarn Jonas Grünebaum teilten. Frau Lohrey erinnert sich daran, daß Lehrer Levi montags zum Schächten aus Birstein kam. Zwei noch heute sehr scharfe Schächtmesser mit etwa 40 cm langer Klinge und elegantem weißem Griff, beide in einem Etui, sind in Birstein erhalten. Frau Lohrey erzählt auch, daß die beiden Metzger den geschlachteten Rindern und Schafen Blätter und andere Ornamente in die Haut schnitten als Blickfang für die Kundschaft. Über das Schicksal von Moses Grünebaum, Max und Elsa Aretz und ihren beiden Kindern ist nichts bekannt.

Im Haus Oberweg 1 lebte eine dritte Familie Grünebaum: Max, Emil und Rita Grünebaum und ihre Mutter Klara. Max und Emil Grünebaum waren Viehhändler und betrieben eine kleine Landwirtschaft. Sie besorgten den Bauern Zuchtvieh und verkauften Schlachttiere auf den Viehmärkten und an die Schlachthäuser der Umgebung. Rita Grünebaum heiratete einen polnischen Juden und verließ mit ihm Hellstein. Klara, Max und Emil Grünebaum wanderten nach USA aus, wo Max Grünebaum ein Lebensmittelgeschäft eröffnete.

Über die fünfte Familie schließlich ist sehr wenig bekannt. Ludwig Moritz und Frau Selma mit ihren Kindern Margot und Lothar wohnten im Haus Grundweg 1. Ludwig Moritz, genannt Schimme, war ein kleiner Viehhändler.

Benutzte Literatur und Archivalien

Fürstlich Ysenburg- und Büdingensches Archiv zu Büdingen, Wächtersbacher Archiv KW 75, 498 und 499 und KW 37, 6.

Ehem. Synagoge Hellstein

Oberweg 2
Erdgeschloß

Steinkeller (~ 1,30)
Erdgeschub: Fachschule

Kabelgärten der 20

obscure killer
End of deep sand then - Massacre
Trained assassin

heute steht Fichte
drauf

„Koscherloch“
(verfällt)

